

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 86 (2015)
Heft: 6: Männer in der Pflege : Vorurteile, Klischees und neue Rollenbilder

Artikel: Alt und homosexuell - in einem normalen Pflegeheim wären diese Männer unglücklich : neues Zuhause für schwule Senioren
Autor: Weiss, Claudia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-804589>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alt und homosexuell – in einem normalen Pflegeheim wären diese Männer unglücklich

Neues Zuhause für schwule Senioren

Sie sind pflegebedürftig und homosexuell. In ein herkömmliches Pflegeheim würden sie nie ziehen: Sie wollen sich nicht verstecken, sich nicht schräg anschauen lassen. In Europas erster Pflege-WG für Schwule in Berlin können die acht Bewohner sich selber sein. Und sie sind doch nicht allein.

Von Claudia Weiss

Behäbig steht der ovale Esstisch im Wohn-Ess-Raum, dunkles Massivholz, vollgestellt mit Frühstücksgeschirr, Milch, Orangensaft, Butter. Dazwischen Tablettenschächtelchen, zerknüllte Servietten und Brosamen. Dazwischen liegen Brosamen. In der Tischmitte zwei Riesenvasen mit Bartnelken, an die eine gelehnt die Postkarte mit einem knackigen Männerkörper drauf, sexy

Waschbrettbauch und gut gefüllter Slip, «Superholidays» steht daneben.

Hier sind Pfleger und Bewohner schwul. Das macht Fragen zu Nähe und Distanz extrem wichtig.

Hans-Heinrich sieht die Karte von seinem Platz aus zwar nicht, aber er nickt zufrieden und wedelt mit der linken Hand. «Ja, ja, die hat uns einer der Pfleger aus seinen Ferien

auf Gran Canaria geschickt.» Hans-Heinrich und seine Mitbewohner haben sich über den Kartengruss gefreut: Die acht pflegebedürftigen Männer zwischen 50 und 82 Jahren, die in Berlin-Charlottenburg wohnen, mögen knackige Typen. Sie leben im zweiten Stock des Hauses «Lebensort Vielfalt». In Europas erster Pflegewohngemeinschaft für Homosexuelle (siehe Kasten S. 28). Das Foto des halbnackten Männerkörpers auf dem Tisch ist hier ebenso normal wie das Gespräch über den Schwulenstrich am Bahnhof Zoo. Hans-Heinrich hat seinen Mitbewohnern einmal

erzählt, dass er am Bahnhof Zoo vor Jahren ein eindeutiges Angebot erhalten hatte – dabei habe er doch nur harmlos auf seine Mutter gewartet. Die Erinnerung amüsiert den 70-jährigen noch immer. Er verzieht die roten Lippen unter dem Schnauz zu einem belustigten Lächeln, seine Äuglein zwinkern hinter den etwas angetrübten Brillengläsern, und ein paar Büschel seines Haarkranzes streben über den Ohren neckisch nach vorne. «Ja, ja, das war ein Erlebnis», murmelt er. Auch eine Razzia in einem Schwulenlokal ist ihm lebhaft in Erinnerung geblieben, damals, bei Jean-Claude, «dem süßen Jungen». Ob dieser wohl damals einen der Polizisten zu einem Drink überreden konnte? «Vielleicht war einer von denen auch andersrum.» Hans-Heinrich sagt immer nur «andersrum». Wenn es sein muss, homosexuell, aber nie schwul. «Das ist abwertend.»

Schwul zu sein, ist hier normal. Da muss sich niemand verstecken, niemand etwas erklären.

«Eine Intimrasur wäre unprofessionell»

Im hellen Vorraum richtet Pflegeteamleiter Stefan die Medikamente für den heutigen Tag. Er ist 35 Jahre alt, «gefühlte 29», und zu eitel, um sich fotografieren zu lassen. Jetzt lehnt er sich

im Sessel zurück, verschränkt die Arme. «Sexualität ist bei uns ein wichtiges Thema», erklärt er. «Direkte Sprache und derbe Witze gehören hier einfach dazu.» Das müssen auch die wenigen Frauen ertragen können, die im Pflegeteam ihre Schichten arbeiten. Beate, die Leiterin des ambulanten Pflegedienstes, ist lesbisch, und die anderen drei wissen wenigstens, was sie hier erwartet. Stefan schmunzelt. «Auch sie verstehen inzwischen unseren Humor.»

Körperlichkeit, sexuelle Bedürfnisse, Nähe und Distanz zwischen Pflegern und Bewohnern – in anderen Heimen werden diese Themen oft tabuisiert, hier hängen sie ständig irgendwo in der Luft. Denn auch die meisten

Pfleger, die hier arbeiten, sind schwul. «Einmal kam es sogar zu einer leidenschaftlichen Liaison zwischen einem Pfleger und einem Bewohner», erzählt Stefan. «Das war», er atmet tief aus, sucht das Wort. Dann: «Schwierig. Sehr schwierig. Für alle.» Vor einem halben Jahr hat sich der Pfleger das Leben genommen, das war gleich noch einmal eine schwierige Situation für alle. Für Stefan ist es daher keine Frage: Beruf und Privates trennt er strikt. Er würde beispielsweise keinem Bewohner eine Intimrasur verpassen, niemals. «Andere Pfleger machen das.» Auch als einer der Bewohner plötzlich ein heftiges Drängen verspürte und einen Strichjungen herrufen lassen wollte, weigerte sich Stefan, das zu organisieren. «Dafür sind wir nicht da.» Er sieht seine Rolle professionell, seine Aufgabe sei die medizinische Pflege und Betreuung.

Wer hier wohnt, muss nichts erklären

Als wirklich wichtig an dieser Pflege-WG erachtet er etwas ganz anderes: «Hier ist Schwulsein normal. Wer hier wohnt, muss sich nicht verstecken, nichts erklären.» Wie viel Kraft das kostet, weiss der diplomierte Intensivkrankenpfleger nur zu gut. Er hat ein paar Jahre auf der Intensivmedizin gearbeitet. In einer Kleinstadt. In einem Frauenteam. «Medizinisch war das sehr viel herausfordernder», er schlägt die Beine übereinander. «Aber menschlich», er kneift seine babyblauen Augen leicht zusammen, «die reinste Katastrophe.» Gesprochen hat er zwar nie über seine sexuelle Orientierung, und es hat ihn auch niemand gefragt. Aber er bekam das ständige Getuschel und Getratsche trotzdem mit. «Grässlich.» Als er die Stelle in der schwulen Pflege-WG ausgeschrieben sah, meldete er sich spontan. Und er bereut es nicht: «Der Umgang hier ist einfach anders. Es tönt zwar abgedroschen, aber irgendwie sind wir hier fast wie eine Familie.» Eine andere Stelle in der Langzeitpflege wäre ihm zu langweilig: «Ein Verbandswechsel hier, ein paar Medikamente verteilen dort, das ist ja hier schon das höchste der Gefühle.» Sorgfältig zählt Stefan Medikamente in die kleinen weissen Schächtelchen mit den Namensetiketten ab, dann geht er um den Tisch und legt jedem Bewohner sein Schächtelchen an den fixen Platz.

Ausser Dieter junior haben alle fertig gefrühstückt und sich wieder auf die Zimmer zurückgezogen. Der rosa gestrichene Gang steht leer da, die Türen sind geschlossen. Dann werden im vordersten Zimmer Stimmen laut. Dieter junior diskutiert aufgeregt mit Joe, dem neuen Pfleger aus Westirland, welches T-Shirt er heute anziehen soll. Joe hat das dunkle bereitgelegt,

>>



Die Männerrunde beim Mittagessen: Das ist die einzige gemeinsame sind angesagt, die mögen alle am liebsten. Salat hingegen findet viel

Mahlzeit des Tages. Fleisch- und Gemüsebouletten vom Türken weniger Anklang.

Fotos: Claudia Weiss



In der Pflege-WG dürfen sie sich selber sein: Dieter senior (links) zeigt die letzte seiner selber angefertigten Kronen, sonst bleiben ihm nur umgehängt: Er ist ständig unterwegs und vergisst manchmal, dass er ein Senior ist. Jürgen (rechts) isst still versunken. Er hat noch Zeiten

das Dieter nicht über den Bauch hochrutscht. Genau dieses will Dieter partout für den Arztbesuch von morgen aufsparen. Für heute muss das Weissgemusterte reichen. Dieter gewinnt, Pfleger Joe stapft aus dem Zimmer und beginnt, in der Küche Getränkeharassen zu stapeln.

In Irland ist man nicht schwul. In Berlin darf man es sein

Joe ist seit neun Monaten hier, manchmal kämpft er noch mit seinem Deutsch. Aber er will es unbedingt besser lernen, seine neue Heimat gefällt ihm. Hier muss er vor allem seine Homosexualität nicht verstecken, das hat er lange genug gemacht: Im katholischen Irland ist man besser nicht schwul. Auch heute nicht, obwohl sich politisch einiges tut. Joe hat sein Bestes versucht, war sogar sechs Jahre lang mit einer Frau verlobt. Heute wissen zwar seine Mutter und die Geschwister Bescheid, aber dem Vater hat er es nicht erzählt: «Er ist sehr krank, ich will ihn nicht belasten.» Sein lustiges Gesicht wird traurig, und seine Ohren scheinen auf einmal nicht mehr so fröhlich abzustehen. Deshalb ist Joe nach Berlin geflohen, hier kennt er ein paar Freunde. «Es ist so viel offener hier», sagt er. Zuerst hat er in einem Spital gearbeitet, der Klinikablauf war ihm aber zu starr. In der WG sei es viel lockerer, hier sei die Haltung «go with the flow» stets spürbar. Flink wie ein Heinzelmännchen räumt Joe den Frühstückstisch ab, stellt Teller und Tassen in die Abwaschmaschine, versorgt Milch und Butter im Kühlschrank, wischt die Krümel vom Tisch und zählt die Tellerstapel für das Mittagessen ab.

Dieter junior ist inzwischen ganz still an den Tisch gerollt, konzentriert löffelt er sein Müsli. Als er fertig ist, klebt ihm im linken Mundwinkel noch ein winziger Rest. Seit seinem Schlaganfall vor zwei Jahren spürt er diese Seite nicht mehr so gut, und es hapert mit der Motorik. «Ich musste alles neu lernen», sagt er. Duschen, Anziehen, für alles braucht er Hilfe, auch Lesen, Schreiben und Rechnen kann er nur noch der Spur nach, das meiste hat er verloren. Mit seinen 50 Jahren ist er der Jüngste hier, und es ist nicht einfach für ihn, tagein, tagaus unter

70- und 80-jährigen Männern zu sitzen. Immerhin, sein Freund Klaus, der Lehrer, besucht ihn jeden Abend nach der Arbeit und fährt ihn im Rollstuhl spazieren. Am Wochenende schaut jeweils ein anderer Freund vorbei, oder Dieters zwei lesbische Freundinnen tauchen auf. «Das bedeutet ein bisschen Normalität und intellektuellen Austausch mit Jüngeren», sagt er. Sein cherubinhafes Gesicht hängt leicht schief, und seine blaugrauen Augen mit den dunklen Wimpern blicken sehnsüchtig. Wild war sein Leben vorher vielleicht nicht gerade, aber er war glücklich in seinem Verwaltungsjob. Sein Vorgänger war schwul, ein paar seiner Kollegen ebenfalls, sie hatten es gut miteinander. Dann, vor drei Jahren, der Schlaganfall. Von einem Tag auf den anderen landete Dieter in einem Pflegeheim, mitten unter älteren pflegebedürftigen Frauen. Sie quetschten ihn ständig aus, wollten genau wissen, wie er denn sein Coming-out gestaltet hatte, taten interessiert und gaben ihm doch das Gefühl, er sei nicht normal, irgendwie unangenehm. Die Frauen, die ihm hier begegnen, seien viel angenehmer. «Beate zum Beispiel, die hat was sehr Herzliches, wie eine Mutter.» Bei ihr findet er es ganz schön, sich zwischendurch wieder wie ein Kind zu fühlen und sich vom warmen Pudding trösten zu lassen, den Beate «a la mäng» kochen kann, à la main, so quasi aus dem Handgelenk.

Die alten Damen im Pflegeheim gaben Dieter das Gefühl, er sei irgendwie unangenehm.

der wie ein Kind zu fühlen und sich vom warmen Pudding trösten zu lassen, den Beate «a la mäng» kochen kann, à la main, so quasi aus dem Handgelenk.

«Hauptsache ist, dass man gut auskommt»

Dieter trägt immer noch seine Essschürze, er scheint sie vergessen zu haben, denn er überlegt gerade, ob er Joe bitten soll, ihm beim Duschen zu helfen. Ob er sich auch von einer Frau helfen lassen würde? «Ja. Eigentlich ist es nicht relevant, ob Mann oder Frau, Hauptsache ist, dass man gut auskommt.» Ohnehin wäre ihm wichtiger, eines Tages wieder selbstständig duschen zu können. Dafür bezieht er die maximal möglichen Therapiestunden, zweimal Physio, einmal Logopädie, zweimal Aktivierungstherapie. Eines Tages, wer weiss, kann er vielleicht wieder bei seinem Freund wohnen. Denn die Pflege-WG, so gemütlich die Wohnung und so interessant die Bewohner, ist letztlich eine



Erinnerungen. Peter (Mitte) hat sich den roten marokkanischen Schal erlebt, in denen homosexuelle Männer verfolgt und bestraft wurden.

Zweckgemeinschaft. Wer hier wohnt, hat sich seine Mitbewohner nicht wirklich ausgesucht. Es ist aber die einzige gut erträgliche Lösung für die Männer, wenn mehr und mehr Gebrechen sie verletzlich und pflegebedürftig werden lassen. Viele von ihnen sind einsam, die Freunde sterben ihnen weg, und das allein Altwerden macht Angst. Denn zu ihren Familien haben viele seit Jahren keinen Kontakt mehr: Manche Eltern konnten das Schwulsein ihrer Söhne nicht akzeptieren, sie gingen auf Distanz oder brachen die Beziehung ganz ab.

Erinnerungen im Herzen und in der Kiste

Dieter senior beispielsweise bekam genau ein einziges Mal Besuch von seinem Bruder, sonst hat er von seiner Familie nichts mehr gehört. Der 72-Jährige sitzt im Rollstuhl, kurze bequeme Hose und T-Shirt, an den Füßen braungelb gestreifte Wollsocken. Reden kann er nach einem Schlaganfall nicht mehr, will er etwas erzählen, muss er es mit seinen dunklen Augen ausdrücken und mit seiner Mimik. Manchmal zittert sein buschiger Kaiser-Wilhelm-Schnauz vor lauter Anstrengung, etwas erklären zu wollen. Er zeigt auf ein goldgerahmtes Porträt der jungen Maria Callas über seinem Bett, dann auf die Wand gegenüber: Eine Fotogalerie mit Swarovski-Schmuck, Glaskasten um Glaskasten. Mit ein bisschen Übersetzungshilfe von Pfleger Stefan, der Dieter am besten versteht, kommt seine Geschichte Stück um Stück zusammen.

Dieter, vor 50 Jahren von Basel nach Berlin ausgewandert, brachte sich selber das Schmuckhandwerk bei und bastelte aus pfundweise Swarovski-Steinen und Bergkristall zahllose glitzernde Diademe, Colliers, Armschmuck zusammen. All diese Schmuckstücke und Kronen auf den Fotos hat er selber gebastelt? «Jaaaa», eifriges Kopfnicken, er strahlt. Mit der linken Hand gestikuliert er wild herum, versucht zu erzählen, schüttelt heftig den Kopf, wenn er sich nicht verständlich machen kann. Offenbar hat er den Bühnenschmuck der Callas kreiert, sie soll nie ohne eines seiner Stücke auf der Bühne gestanden haben. Oder vielleicht war es auch so, dass er sämtliche ihrer Schmuck-

stücke kopiert und ausgestellt hat. Wie auch immer, jetzt liegt gerade noch ein einziges Diadem im Glasschrank, das Dieter strahlend präsentiert. Und der Rest? Er lässt den Arm hilflos kreisen, macht eine wegwerfende Geste. Weg? «Jaaaa!» Wohin? Schräges Achselzucken, flatternde Handbewegung. Weg. Jemand muss sich die Prachtsstücke unter den Nagel gerissen haben. Heute sitzt Dieter in seinem Zimmer, im Rollstuhl, die rechte Hand nicht mehr in der Lage, Glitzersteine, Bastelzangen und Drähte zu halten. Seine Tage bringt er mit Rauchen durch und mit Essen und Fernsehen. Seine Erinnerungen bewahrt er in seinem Herzen auf. Und in einer überquellenden Kartonkiste. Hunderte von Konzert-CDs der Callas: «Macbeth», Mailand, 1952, «Tosca», New York, 1956. Obendrauf an die 40 Bücher, samt und sonders von ihm zusammengestellt, voller Zeitungsausschnitte aus aller Welt über die Callas.

Angst, im Pflegeheim entsetzt angeschaut zu werden

Peter ist von seinem Ausflug zum Markt zurückgekehrt. Er rollt schwungvoll zum Küchentresen. In der einen Hand hält er einen riesigen Strauss frischer Bartnelken, auf den Knien balanciert er eine grosse Papiertüte: Unterwegs hat er das Lieblings-Mittagessen für alle abgeholt, würzig duftende Gemüse- und Fleischbouletten vom Türken. Peter, gebürtiger Engländer, trägt eine meergrüne Bluse und rote Nike-Turnschuhe. Die immer noch dunklen, dichten Haare hat er modisch nach hinten gestrichen, den melierten Bart akkurat getrimmt. Wenn er Lust hat, lackiert er sich die Nägel schwarz, und manchmal wirkt er, als habe er schlicht vergessen, dass er schon 72 Jahre alt ist. Sein Zimmer sieht jedenfalls nicht aus wie das eines älteren Herrn: Knallrote Wand links, limonengrüne Wand rechts, goldene Nike-Schuhe vor dem Bett und eine rosa Federboa in der Ecke – hier wohnt ein Paradiesvogel. In England war Peter Theater- und Musikproduzent und managte Stars wie Cat Stevens oder Dusty Springfield, später arbeitete er als Übersetzer. Seine Rastlosigkeit führte ihn von London nach Sidney und in die Normandie.

Vor 15 Jahren zog er in Hamburg mit einem Freund zusammen und eröffnete ein Bed and Breakfast für Schwule. Dann der Schlaganfall. In den Wochen im Spital hat er erlebt, was es bedeutet, als schwuler Mann pflegebedürftig zu werden. Die Pflegefachfrauen, so schien

ihm, schauten ihn schräg an. Leicht indigniert teilten sie ihm jeweils mit, sein Enkel sei zu Besuch gekommen. «Dabei wussten sie genau, dass er mein Lover ist.» Peter grauste vor dem, was kommen würde. Ein Altersheim voller alter Damen, die beim Häkeln über ihre Enkel plaudern und ihn entsetzt anschauen? Niemals. Kurzsentschlossen setzte er sich an den Computer und googelte «schwul und Pflege», und schnell kam er auf den «Lebensort Vielfalt». «Hier sitze ich jetzt, mitten unter Schwuchtel», sagt er, so salopp, wie sich das ein Hetero nie wagen würde. Irgendwie scheint Peter mehr Energie zu haben als andere, und er prägt die WG, obwohl er so oft unterwegs ist. Peter hat die Yogagruppe gegründet, Peter spielt Klavier, und Peter ist auch der Sprecher der WG gegenüber der Schwulenberatungsstelle, der Wohnungsvermieterin. Zwar ist er seit seinem Schlaganfall auf den Rollator angewiesen, und für längere Strecken nimmt er den Rollstuhl. Gibt es aber etwas zu

>>

feiern, etwa die jährliche «Gay not Grey»-Party, ist er in voller Montur dabei: Glitzerpuder, Strumpfhose und Federboa. Jetzt scrollt er glücklich auf seinem Smartphone und zeigt ein Foto seines 38-jährigen marokkanischen Freundes Jufik. Schon in wenigen Wochen will er zu ihm nach Sidi Ifni reisen, wo er von der ganzen Familie freundlich aufgenommen wird. Augenzwinkern. «Das ist ein Vorteil, der Islam ehrt die Alten.» Dafür muss es für Schwule schwierig sein? «Ach, seine Mutter nimmt das völlig locker. Wir teilen unsere Leidenschaft für Blumen miteinander.»

Nebst seinem marokkanischen Freund hat Peter auch einen jungen Rasta-Freund, vielleicht noch andere, er ist da sehr unverklemmt. Coming-out habe er keines gebraucht. «Im Theater brauchst du gar nicht darüber zu reden, da ist eh alles klar», erklärt er. Stattdessen veranstaltete er letztes Jahr an seinem Geburtstag ein Coming-out der eigenen Art: Er feierte 30 Jahre HIV-positiv. «Ich habe Glück, die Krankheit konnte ich bisher mit meinem Spezialmedikament gut in Schach halten.» Lächelnd dreht er die Rotweinflasche zu sich. Fürs Kranksein hat er sowieso keine Zeit, er hat noch viel vor. «Ich setze mir jedes Jahr neue Ziele», sagt er. «Diesen Herbst pflanze ich Zinnien, und die will ich nächstes Jahr noch blühen sehen.»

Ausser dem Mittagessen gibt es hier keine fixen Zeiten

Es geht gegen 13 Uhr. Zeit fürs Mittagessen, die einzige gemeinsame Mahlzeit. Straffe Zeitpläne gibt es sonst nicht. Ausser Bernd, der immer gefüttert wird und fast ausschliesslich in seinem Zimmer lebt, sitzen alle einträchtig um den grossen Tisch. Die Pfleger Stefan und Joe füllen Teller ab und verteilen sie, einmal Gemüsebouletten, einmal Doppelportion Fleischbouletten. Rasch senkt sich andächtige Ruhe über den Tisch, es schmeckt lecker wie immer. «Möchte jemand Salat?», fragt Joe. Undeutliches Murmeln, nein, schon gut, danke, nicht nötig, heute nicht. In den Gemüsebouletten stecken bestimmt genügend Vitamine, wer braucht da noch Salat? Eine typische Männer-WG eben. Oben am Tisch sitzt der 82-jährige Jürgen. Schöner könnte sich kein Kind den Sankt Nikolaus vorstellen: elfenbeinfarbene Haut, weisser Rauschbart, Augen wie dunkle Seen, in denen alles Wissen der Welt versunken scheint. Ganz still ist er aus dem Zimmer an seinen Platz oben am Tisch

gerollt. Jetzt schaut er eine Weile auf den gut gefüllten Teller und beginnt dann zu essen. Langsam, konzentriert kaut er Bissen um Bissen, die Fleischboulette hält er mit beiden Händen, dann legt er sie sorgfältig auf den Teller und nimmt mit beiden Händen das Glas Apfelsaft. Langsam trinkt er, Schluck um Schluck. Sein weisses Hemd ist blitzsauber, als er fertig gegessen hat und das Glas hinstellt. Mehr als Ja und Nein sagt Jürgen nicht, und wenn man ihn etwas fragt, schaut er fragend in die Welt. Er kann auch nicht mehr erzählen, ob er seine Homosexualität je ausgelebt hat. Vielleicht hat er sie versteckt, in den Zeiten, als der Paragraf 175 sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe stellte. Noch bis in die Siebziger wurde der Paragraf angewendet, offiziell abgeschafft erst 1994. Viele Männer aus Jürgens Generation haben deshalb ihre Neigung ein Leben lang unterdrückt. Jetzt, im Alter, möchten sie endlich frei sein, sich nicht mehr schämen müssen. Andere wie Peter

haben ein Leben lang offen schwul gelebt und sind nicht bereit, sich jetzt schräg anschauen zu lassen. Schlimm genug, wenn die Körper hinfällig werden, da soll es ihnen wenigstens seelisch wohl ergehen.

Paragraf 175 stellte bis ins Jahr 1994 sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe.

Erwin vermisst seinen Partner

Die WG hier ist die einzige Art von Pflegeeinrichtung, die sie sich vorstellen können. Auch wenn es eine kunterbunte Mischung von Charakteren ist, die hier zusammentrifft. Da ist zum Beispiel Erwin, der ehemalige Serviceangestellte, der heute Vormittag seinen rechten Daumnagel dunkelrosa lackiert hat. Manchmal malt er sich alle Nägel an, heute wollte er nur eine Farbe ausprobieren. Augenringe lassen sein Gesicht etwas melancholisch aussehen. Er trauert auch heute noch jeden Tag um seinen Lebenspartner, der vor zehn Jahren an einer Lungenentzündung gestorben ist. «Ich erinnere mich noch gut, wie ich ihn das letzte Mal gesehen habe, in der Aufbahnhalle im dritten Untergeschoss des Spitals.» Er schaut verloren vor sich hin, sie waren viele, lange Jahre zusammen. Während er in Restaurants servierte, eröffnete sein Partner ein Friseurgeschäft am Kudamm, und dann gleich ein zweites, weil der erste Laden so gut lief. Mit dem Geld kauften sich die beiden eine Wohnung, gross und gemütlich, in einem Altbau; heute wäre sie unbezahlbar. Erwin denkt gern an die Zeit zurück. Er wippt mit seinem Beinstumpf, arterielle

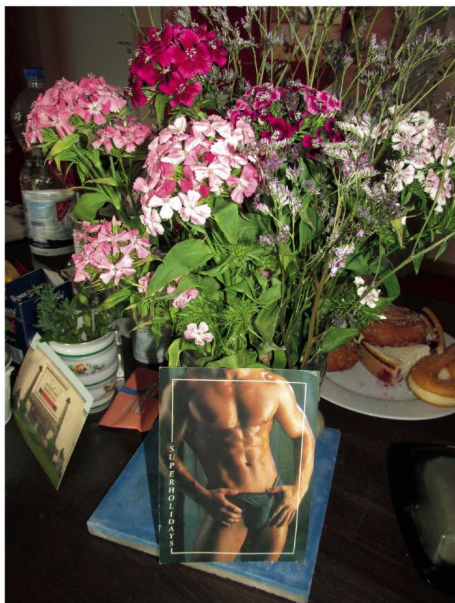
Der «Lebensort Vielfalt» interessiert europaweit

Am 15. Mai 2012 öffnete der «Lebensort Vielfalt» an der Niebuhrstrasse 59/60 in Berlin-Charlottenburg seine Türe und die ersten Mieter zogen ein. Die 24 Wohnungen waren rasch vergeben, inzwischen warten bereits 300 Interessierte auf der Warteliste. Auch die acht Plätze der Pflege-WG im zweiten Stock füllten sich blitzschnell, 15 Männer warten auf einen Platz. Kauf und Umbau des Hauses kosteten sechs Millionen Euro, die Hälfte davon übernahm die Deutsche Klassenlotterie, den Rest trugen private Gönner bei.

Verbindungsmann zwischen der Schwulenberatung und der Pflege-WG ist Dieter Schmidt. Der Psychotherapeut bietet alle zwei Wochen einen Gesprächskreis für die Bewohner an. Da-

neben führt er wöchentlich, manchmal täglich, Besucher aus England, Polen oder Litaunien durch die Wohnung: Es ist die erste Pflege-WG für Homosexuelle in Europa, und das Konzept weckt vor allem in Osteuropa enormes Interesse. Bereits plant die Schwulenberatung in Berlin zwei weitere Häuser für Homosexuelle und Lesben. Läuft alles rund, sollen sie 2017 eröffnet werden.

Auch in der Schweiz hat sich letzten Oktober der Verein queerAltern gegründet. In den nächsten drei, vier Jahren möchten die Verantwortlichen in Zürich ebenfalls ein Pflegeheim für «queere» Menschen zu eröffnen: Schwule, Lesben und Transsexuelle sollen sich dort wohlfühlen.



Keine typische Altherrenwohnung: Die Wand limonengrün, der Federbusch in Pink. Und auf dem Esstisch ein neckischer Postkartengruss aus Gran Canaria.

Verschlusskrankheit, eigentlich sollte er nicht mehr rauchen. Aber was soll er sich jetzt auch dieses kleine Vergnügen abgewöhnen, wenn er sich doch so nach Liebe sehnt. Ein neuer Partner würde seine Einsamkeit lindern. Oder ein erotisches Erlebnis würde zumindest helfen, dass er sich mal wieder spürt. Manchmal bleibt er am Tisch sitzen und sucht ein wenig Gesellschaft. Oder er lässt sich einmal öfter von einem Pfleger helfen als wirklich nötig, um etwas Zuwendung zu erhalten. Ihm gegenüber sitzt Gerhard, freundliches langes Gesicht und Nickelbrille. Der 56-Jährige möchte alles lieber, als an diesem Tisch sitzen. Sein Zimmer hat er noch nicht eingerichtet, seit er vor zwei Monaten hier eingezogen ist. Warum auch, er will so rasch wie möglich hier wieder ausziehen, in eine der 24 Wohnungen im Haus. Früher hat er Menschen mit geistiger Behinderung betreut, jetzt braucht er selber Hilfe. Er muss wieder lernen zu essen, aufzustehen, sich anzuziehen. Im Moment würde er das allein nicht schaffen, vielleicht bringt er es nie mehr auf die Reihe, aber der Gedanke verleiht ihm ein wenig Schwung. Im Haus fände er jedenfalls stets Gesellschaft: im grossen Garten, in der kleinen Bibliothek im unteren Stock oder im hauseigenen Café-Restaurant «der wilde Oscar», wo regelmässig Shows und Tanzanlässe stattfinden.

Ein Kleber am Rollator fordert: «Stop Homophobia»

Es ist fast 14 Uhr, Jürgen schaut verwundert auf seinen leergegessenen Teller. Dann faltet er sorgfältig seine Serviette, legt sie neben den Teller und rollt mit seinem Rollstuhl davon. Still und leise verschwindet er in seinem Zimmer. Hans-Heinrich und Peter bleiben noch eine Weile sitzen. Peter liest aus der Zeitung vor, Staatsbesuch von Queen Elizabeth, und die beiden geraten in eine lebhaft Diskussion über die Monarchin, ihre Garderobe und ihre Frisur. Aus irgendeinem Grund taucht unvermittelt die Frage auf, wie alt eigentlich der jüngste Bewohner

des Hauses sei. «Das ist doch der Ungar aus dem untersten Stock», sagt Peter. Hans-Heinrich nickt nachdenklich. «Ja, ein schmucker Bengel, 22 ist er, glaube ich.» Peter grinst frech: «Siehst du, da wohnen ja nicht nur alte Knacker im Haus.» Bald darauf legt er die Zeitung weg. Mühsam stützt er sich auf den Rollator mit dem Aufkleber «Stop Homophobia», das Aufstehen fällt ihm schwer. Aber er muss los: Er ist mit einem jungen Sänger aus Armenien verabredet, dem er seit zwei Jahren Englischunterricht erteilt.

Die anderen haben sich in ihre Zimmer zurückgezogen, die Wohnung scheint in einen Nachmittagsschlaf versunken. Nur Hans-Heinrich bleibt am Tisch zurück. Er schweigt einen Moment, dann verfällt er in wildes Murmeln. Das macht er vor allem, wenn er allein dasitzt. Eine psychiatrische Erkrankung, vielleicht ein erstes Anzeichen für eine beginnende Demenz, vermuten die Pfleger. «Kaffee», sagt er plötzlich und setzt sich gerade hin. «Ich müsste jetzt dringend einen Kaffee haben.»

Die Pfleger bringen Kuchen und putzen Klo

Vorne geht die Wohnungstür auf. Ingo kommt hereingebraust, der Nachmittagspfleger, kantiges Gesicht, angegraute Bürstfrisur und beschwingt. Er hat unterwegs in der Bäckerei Kuchenstücke gekauft und gezuckerte Hefebrezeln, die legt er jetzt auf einem Teller zurecht und stellt diesen auf den Tisch. Hans-Heinrich zieht den Teller näher zu sich, begutachtet die Stücke sorgfältig. Schliesslich wählt er eine zuckerbestreute Hefebrezel aus und beisst genussvoll hinein. «Kaffee», krächzt er, diesmal lauter. Joe eilt leichtfüssig in die Wohnküche, füllt eine Tasse randvoll und stellt sie vor den Bewohner, dessen Brille vor lauter Redeeifer beschlagen ist.

Am frühen Abend übernimmt Waldemar, er macht die Nachtwache. Braungebrannt, markantes Gesicht, silbergraue Haare und dunkle Augen – der Pfleger sieht aus wie der Prototyp eines Tennislehrers, der mit allen Schülerinnen flirtet. Aber er ist schwul und seit vier

Jahren mit seinem Mann verheiratet. Er mag seine Arbeit hier. Irgendwann gegen 19 Uhr taucht ein Bewohner nach dem anderen wieder auf, setzt sich an den Tisch. «Würstchen mit oder ohne Kartoffelsalat?» fragt Waldemar jeden. Im Lauf des Abends wird er ihnen bei der Abendtoilette helfen, sich bei Bedarf hinsetzen und ein bisschen reden. Dafür ist hier Zeit. Irgendwann um Mitternacht herum wird auch der letzte Bewohner im Bett liegen. Meistens ist das Peter, der erst spät nach Hause kommt oder noch lange Besuch hat. Danach putzt Waldemar den Korridor und die Klos, das stört ihn nicht. In ruhigen Nächten kann er sich einen Moment hinlegen und dösen. Der massive dunkle Holztisch steht dann verlassen in der Raummitte, ziemlich aufgeräumt und sauber geputzt. An die Blumenvase mit den Bartnelken lehnt die Postkarte mit dem braungebrannten Männerkörper darauf. ●

Waldemar macht Nachtwache. Dann hat er auch mal Zeit, mit einem Bewohner zu reden.